

**Michael Brenner**

## **Jüdische Studien in Deutschland: Eine persönliche Zeitreise**

*Der Beitrag soll weder einen Wissenschaftsbericht zum Stand der Jüdischen Studien noch einen Forschungsüberblick darstellen. Vielmehr handelt es sich um eine sehr persönliche Reise durch die Landschaft der Jüdischen Studien (nicht nur) in Deutschland, wie ich sie seit Beginn der 1980er Jahre als Lernender und als Lehrender wahrgenommen habe. Vielleicht lässt sich daraus aber auch etwas Generelles zur Entwicklung des Faches in den letzten vierzig Jahren erschließen.*

*This article is not intended to be a scholarly report on the state of Jewish Studies nor a research overview. Rather, it is a very personal journey through the landscape of Jewish Studies (not only) in Germany as I have perceived it since the early 1980s as a learner and as a teacher. Perhaps, however, something general about the development of the discipline over the past forty years can be deduced from it.*

Die folgenden Reflexionen haben weder den Anspruch, ein Wissenschaftsbericht zum Stand der Jüdischen Studien noch Forschungsüberblick über die wichtigsten Werke der hierzulande in den letzten Jahrzehnten erschienenen Literatur auf diesem Gebiet zu sein. Sie stellen vielmehr eine sehr persönliche Reise durch die Landschaft der Jüdischen Studien in Deutschland dar, wie ich sie seit Beginn der 1980er Jahre als Lernender und als Lehrender wahrgenommen habe, dar. Vielleicht lässt sich aber aus dieser Reise ohne Fußnoten auch etwas Generelles zur Entwicklung des Faches in den letzten vierzig Jahren erschließen.

Meine Reise begann im Herbst 1983, als ich mich an der vier Jahre zuvor gegründeten Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg immatrikulierte, nachdem ich dort im Sommer davor eine Art Schnupperkurs belegt hatte, der in alle Bereiche des Faches einführen sollte. Bereits drei Jahre vorher, als ich mit einer Arbeit zur Geschichte der Juden in meiner Heimatstadt Weiden während des Nationalsozialismus am Schülerwettbewerb um den Preis des Bundespräsidenten teilgenommen hatte, stand meine Entscheidung fest, Geschichte zu studieren. Die Geschichte meiner Familie und die Bibliothek meines Vaters hatten mich zudem neugierig gemacht, mehr über jüdische Geschichte zu erfahren. Erst seit Kurzem gab es in Heidelberg die Möglichkeit dazu. Hinzu kam ein weiteres Motiv, das den Ausschlag gab, nicht Judaistik in Köln oder Berlin zu studieren. In meiner Stadt war ich der einzige jüdische Schüler in meinem Alter. In der vom Zentralrat der Juden getragenen Hochschule in Heidelberg erhoffte ich auch, Anschluss an eine aktivere junge jüdische Gemeinschaft zu finden.

Letztere Erwartung wurde ein wenig enttäuscht, als ich realisierte, dass auch an der „jüdischen“ Hochschule die jüdischen Studierenden nur eine kleine Minderheit ausmachten. Auch das gehört zur Realität der Jüdischen Studien in Deutschland. Aber immerhin war ich nicht mehr der einzige. Was die Studien anbetraf, so war das

Lehrangebot und die Auswahl der Dozierenden überwältigend und übertraf alle meine Erwartungen. Es gab damals fünf Hauptfächer (Bibel, Talmud, Jüdische Geschichte, Philosophie und Hebräische Literatur) und drei Nebenfächer (Jüdische Kunst, Zeitgenössisches Judentum und Kantorale Musik). Man konnte sich hier, wenn man es wollte, in vier oder fünf Jahren ein in der Tat umfassendes jüdisches Grundwissen erarbeiten. Ich hatte zwar nach dreizehn Jahren jüdischem Religionsunterricht bereits Hebräisch lesen und schreiben gelernt, konnte aber nicht wirklich verstehen, was ich las. Ich hatte zu Hause auch das eine oder andere zur jüdischen Geschichte gelesen, aber nicht vertiefen können. Und von Talmud und jüdischer Philosophie hatte ich keine Ahnung. Sich dies alles anzueignen, war ein Abenteuer, das ich vom ersten bis zum letzten Tag – inklusive der drei Semester in Jerusalem – genoss.

Was machte das Studium an der Hochschule für Jüdische Studien in den 1980er Jahren aus? Zunächst waren es in der Tat die Auswahlmöglichkeiten, die in dieser Form in Deutschland damals sonst nirgendwo bestanden. An der 1979 gegründeten Institution gab es eben nicht nur eine oder zwei Professuren wie an den bereits vorher bestehenden Judaistik-Instituten in Köln, Berlin und Frankfurt oder einzelne Professuren innerhalb anderer Fachbereiche wie in München, Mainz, Münster, Göttingen, Freiburg oder Tübingen, sondern die ganze Bandbreite des Faches. Das bedeutete, dass man in Heidelberg nicht auf das Spezialgebiet des Professors oder der Professorin angewiesen war, sondern sich in einem Gebiet spezialisieren konnte, das man selbst aussuchte. Natürlich war das im Deutschland der 1980er Jahre nicht einfach zu bewerkstelligen, denn so viele Fachkräfte gab es nicht. Man musste sie also importieren. Der Vorteil war, dass man dadurch international renommierte Kollegen und Kolleginnen aus Israel, den USA und England, gelegentlich auch aus Südamerika und Frankreich bekam – doch sie alle wollten nur für ein Semester oder ein Jahr in Heidelberg bleiben. Mit anderen Worten: Man hatte sehr viel Expertise und Internationalität, aber wenig Kontinuität. Die einzige Ausnahme war die Professorin der Kunstgeschichte. Selbst die Rektoren blieben nur wenige Jahre, und manche von ihnen betrachteten die Hochschule als eine Außenstelle der Hebräischen Universität.

Als Student fand ich es faszinierend, sowohl mit einem jungen konservativen Rabbiner aus den USA, der mich an Rabbi Small aus den Kemelman-Krimis erinnerte, wie auch mit einem in Frankfurt aufgewachsenen betagten orthodoxen Gelehrten Talmud zu studieren, mit einer Koryphäe auf dem Gebiet der Bibelwissenschaft aus Israel das Richter-Buch zu lesen, mit einem bekannten jüdischen Philosophen die *Neunzehn Briefe des Samson Raphael Hirsch* zu erarbeiten und mit einem Soziologen der Bar-Ilan-Universität eine demografische Studie über die Jüdische Gemeinde in Mannheim durchzuführen. Mein engster Kontakt, den ich dann für meine Magisterarbeit in Jerusalem fortsetzen konnte, bestand zu dem Historiker Michael Graetz. In Breslau geboren, war er – wie viele der damaligen Hochschullehrer aus Frankfurt und Wien, aus Köln und Gelsenkirchen – einst emigriert und kehrte nun zeitweise zurück. Ein Professor aus Santiago de Chile führte in die Geschichte der Juden Südamerikas ein und ein anderer aus Strasbourg in die Schriften des Maimonides.

Die deutschen Judaistik-Institute der 1980er Jahre kannte ich von gelegentlichen Besuchen oder durch Berichte der dort Studierenden. Während in Heidelberg zwar ein

breites internationales Lehrangebot existierte, aber es nur eingeschränkte Forschungsmöglichkeiten gab, zeichneten sich die anderen Institute durch größere Spezialisierung wie auch durch Spitzenforschung in den jeweiligen Spezialgebieten aus. Die Kontinuität in der Stellenbesetzung ermöglichte zudem den Studierenden, sich frühzeitig einen Betreuer oder eine Betreuerin für ihre Abschlussarbeiten zu suchen. Es gab außerdem die ungeschriebene Regel, dass in Heidelberg jüdische Lehrende aus dem Ausland tätig waren (Ausnahmen von dieser Regel gab es von Anfang an) und zumindest theoretisch auch die Ausbildung für Kantoren und jüdische Religionslehrer:innen vorgesehen war, während in den Judaistik-Instituten vor allem deutsche Universitätsprofessoren lehrten. Bei meinen Besuchen erschien mir der theologische Hintergrund mancher Lehrender und Studierender sichtbar und – etwa bei der unterschiedlichen Aussprache des Hebräischen – auch hörbar.

In den 1980er Jahren gab es ein buntes Sammelsurium von Studierenden, die sich von der Judaistik und den Jüdischen Studien angezogen fühlten. Noch spielten einerseits die Beschäftigung mit dem jüngsten Kapitel deutscher Geschichte und andererseits das Engagement in der christlich-jüdischen Begegnung eine relativ große Rolle bei ihrer Studienentscheidung. In einigen Fällen nahm die Fremdidentifikation mit dem Judentum wundersame und auch gefährliche Ausmaße an. Ich erinnere mich an einen Studierenden in Heidelberg, der sich von einem Tag auf den anderen eine Kippa aufsetzte und bei einem nichtkoscheren Metzger damit einkaufen ging, und an einen anderen Studierenden, der als Motiv für sein Studium angab, er würde auch gern zu einer Gemeinschaft gehören, bei der alle zusammenhalten. Natürlich waren das Ausnahmen. Doch eine dieser Ausnahmen endete tragisch, als 1984 eine in Israel zum Judentum konvertierte Doktorandin am Martin-Buber-Institut in Köln mit einer Tasche voller Waffen das Gebäude betrat. Sie erschoss Professor Hermann Greive und verletzte seinen Kollegen Johann Maier. Sie war der Überzeugung, dass christliche Professoren nicht Jüdische Studien unterrichten sollten. Der Vorfall machte kaum Schlagzeilen in der Presse und geriet schnell ganz in Vergessenheit.

Als ich mich nach Abschluss meines Magisterstudiums an Hochschule und Universität Heidelberg 1988 zur Promotion in der neuzeitlichen jüdischen Geschichte entschloss, gab es in Deutschland keine Institution, die auf dieses Gebiet spezialisiert war. Gewiss, es gab seit 1982 ein Zentrum für Antisemitismusforschung an der TU Berlin, dessen Leitung der aus den USA zurückkehrende Herbert A. Strauss übernahm, und an derselben Universität lehrte Reinhard Rürup, der zur Emanzipation der Juden bedeutende Studien veröffentlicht hatte, aber in beiden Fällen beschränkte sich die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Juden doch auf einen Ausschnitt der deutschen oder europäischen Geschichte. Jüdische Geschichte als solche wurde innerhalb der Geschichtswissenschaften nicht gelehrt.

So stellte sich für mich die Frage, entweder in Israel zu promovieren, wo ich bereits knapp zwei Jahre an der Hebräischen Universität in Jerusalem studiert hatte, oder in das andere Zentrum Jüdischer Studien, die USA, zu gehen. Diese neue Aussicht reizte mich, und im Herbst 1988 begann ich an der Columbia University bei Yosef Hayim Yerushalmi mit meinem Promotionsstudium. Im Gegensatz zu Deutschland konnte man in den USA nicht einfach seine Dissertation schreiben, sondern musste nochmals zwei Jahre lang

Kurse belegen und sich dann auf die umfassenden Comprehensive Exams vorbereiten, indem man ein Jahr lang möglichst viele wichtige Veröffentlichungen in allen Epochen der jüdischen Geschichte las. Es war das Beste, was mir passieren konnte. Erst danach hatte ich das Gefühl, wirklich eine Ahnung von jüdischer Geschichte zu haben. Ich denke oft, dass so ein Promotionsstudium auch unseren deutschen Universitäten guttun würde.

Nun hatte ich freilich auch das Glück, in New York einige der weltweit anerkannten Autoritäten auf meinem Gebiet vorzufinden. Hatte ich in Jerusalem mit Shmuel Ettinger und Michael Graetz studiert, konnte ich nun im gleichen Semester zwei Kurse zur jüdischen Geschichtsschreibung besuchen: einen bei meinem Doktorvater Yerushalmi an der Columbia University und einen bei Ismar Schorsch, dem Rektor des Jewish Theological Seminary. Unterschiedlicher hätten sie inhaltlich nicht sein können (bei einem stand Gershom Scholem im Mittelpunkt, bei dem anderen war Leopold Zunz die zentrale Figur). Auch die Intensität der Lehrveranstaltungen ließ sich nicht mit denen in Deutschland vergleichen. Gewiss, an der Hochschule in Heidelberg ging es auch intim zu, und wir aßen sogar mit den Professor:innen gemeinsam in der kleinen koscheren Mensa, in der Koch Ignatz aus der Küche Geschichten aus seiner Jugend in Polen zum Besten gab. Aber die Lehrveranstaltungen an der Heidelberger Universität waren doch oft überlaufen, da gab es Seminare (!) mit siebzig Teilnehmer:innen. An der Columbia University dagegen saßen höchstens acht bis zehn Studierende um den Tisch, und wenn jemand unvorbereitet war, bedeutete das zumeist das Ende der Teilnahme. Fritz Stern hielt seine Übungen des Öfteren in seiner Wohnung in der Claremont Avenue ab, und gelegentlich wurden wir von Telefonanrufen von Henry (Kissinger) oder Helmut (Schmidt) unterbrochen.

Mein Dissertationsthema „Jüdische Kultur in der Weimarer Republik“ wollte ich zwar für die Columbia University verfassen, aber lieber vor Ort in Berlin erforschen und niederschreiben. So kam ich zu Beginn der 1990er Jahre wieder mit der judaistischen Landschaft in Deutschland in Berührung. Es hatte sich mittlerweile einiges getan. Reinhard Rürup gründete 1989 eine Wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft des Leo Baeck Instituts, in der angehende Wissenschaftler:innen der deutsch-jüdischen Geschichte ein Zuhause fanden. Man traf sich zweimal jährlich bei Seminaren in der Werner Reimers Stiftung in Bad Homburg und dazwischen auch mal bei Rürups zu Hause in der Sächsischen Straße in Berlin. In diesem Kreis lernten sich viele der späteren Professor:innen auf diesem Gebiet kennen. Dazu gehörten etwa Stefanie Schüler-Springorum, Andreas Gotzmann, Yfaat Weiss, Jacques Ehrenfreund, Till van Rahden, Ulrich Sieg, Rainer Liedtke, Christian Wiese und Miriam Rürup. Ein zweiter Kreis entstand im Umfeld der Historischen Kommission zu Berlin, damals noch im wunderschönen Gebäude in Nikolassee untergebracht, in der von Stefi Jersch-Wenzel geleiteten Sektion für deutsch-jüdische Geschichte, in der auch ein großes Archivprojekt gemeinsam mit dem Leo Baeck Institut angesiedelt war, für das ich nun angestellt wurde.

1992 entstand in Potsdam das Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, im gleichen Jahr öffnete im Martin-Gropius-Bau die monumentale Ausstellung *Jüdische Lebenswelten* mit einem breiten Begleitprogramm und unweit davon wurde der Grundstein für den Bau des Jüdischen Museums von Daniel Libeskind gelegt. Das Berlin, in dem ich die frühen 1990er Jahre verbrachte, symbolisierte nicht nur den Aufbruch der

Jüdischen Studien, sondern gleichfalls das steigende Interesse an jüdischer Kultur, das sich auch in der Gründung jüdischer Buchhandlungen und der Ausweitung der Jüdischen Volkshochschule bemerkbar machte.

In dieser Atmosphäre erhielt ich meine ersten Lehraufträge, parallel am Judaistik-Institut der FU Berlin bei Michael Brocke und am Fachbereich Jüdische Studien der Universität Potsdam, wo ich einen bereits begonnenen Kurs von Edward van Voolen fortführte. Die Aufbruchsstimmung im Fach war nicht zu verkennen. An beiden Orten entwickelte sich in unterschiedlicher Weise und in nicht immer freundschaftlicher Konkurrenz das Fachgebiet unter den beiden Kategorien Judaistik und Jüdische Studien. Auch die Internationalisierung schritt voran. 1993 holte der Institutsleiter Peter Schäfer mit Joseph Dan einen der großen Kabbalaforscher aus Jerusalem an die FU Berlin. In München entstand an der Ludwig-Maximilians-Universität eine Gastprofessur für Jüdische Geschichte, die von internationalen Größen wie Shulamit Volkov, George Mosse und Moshe Zimmermann bekleidet wurde. Und an den ostdeutschen Universitäten richtete das Leo Baeck Institut Gastprofessuren ein, die unter anderem Evyatar Friesel aus Jerusalem in Leipzig und Erfurt und Peter Pulzer aus Oxford in Dresden wahrnahmen. Auch auf dem Gebiet der jüdischen Literatur unterrichtete mit Guy Stern ein Emigrant aus Deutschland als Gastprofessor in Leipzig.

Die zunehmende Etablierung führte auch zu einem Heraustreten aus der Nische und einer Integration in die allgemeine Geschichtswissenschaft. Dabei sollte jedoch das Studium hebräischer und jiddischer Quellen und der damit verbundenen Sprachen gewährt werden. Neben der bereits seit 1990 bestehenden Professur für Jiddistik in Trier kam 1996 eine weitere in Düsseldorf hinzu. Ebenfalls in Trier entstand unter der Ägide von Alfred Haverkamp ein neuer Schwerpunkt in mittelalterlicher jüdischer Geschichte.

Die 1990er Jahre bildeten die große Aufbruchszeit für die Gründung wissenschaftlicher Institutionen auf dem Gebiet der Jüdischen Studien in Deutschland. Ich selbst ging 1993 zurück in die USA, wo ich zunächst an der Indiana University in Bloomington und dann an der Brandeis University bei Boston lehrte. Im Gegensatz zu meinem ersten Umzug nach Amerika hatte ich nun aber nicht mehr den Eindruck, von der absoluten Forschungsperipherie ins Zentrum zurückzukommen. Natürlich ließ sich nicht vergleichen, was in den USA – und in Israel – auf dem Gebiet der Jüdischen Studien im Vergleich zu der noch immer bescheidenen akademischen Landschaft in Deutschland passierte, doch die Dynamik zahlreicher Neugründungen an deutschen Universitäten hatte nun auch für Amerikaner und Israelis ihren Reiz.

Als ich 1997 auf den eben eingerichteten Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU in München berufen wurde, freute ich mich darauf, Teil der sich neu aufstellenden akademischen Landschaft zu werden und diese mitgestalten zu dürfen. Ich hielt das Münchner Modell zudem für besonders attraktiv, da es die jüdische Geschichte voll und ganz in die Geschichtswissenschaft integrierte und damit dem entsprach, was ich von meinem Promotionsstudium an der Columbia University kannte. Die neue Einrichtung sollte keine isolierte exotische Pflanze im großen Garten der Münchner Universität sein, sondern Teil des Historischen Seminars, und ihre Lehrveranstaltungen sollten allen interessierten Geschichtsstudierenden offenstehen.

Ein solcher Ansatz war Teil des dritten Modells innerhalb dieses Forschungsgebiets in Deutschland. Nachdem in den 1960er Jahren die ersten Judaistik-Institute gegründet worden waren, dann 1979 die Jüdischen Studien in Heidelberg (und später in Potsdam und Düsseldorf) folgten, versuchte man ab Ende der 1990er Jahre Jüdische Studien in ihre jeweiligen Fachgebiete zu integrieren. Wie in München ging es auch dem 1995 gegründeten Simon-Dubnow-Institut in Leipzig um die Integration der jüdischen Geschichte in die Geschichtswissenschaften, und entsprechende Versuche gab es mit der Philosophie an der Universität Halle und den Religionswissenschaften an der Universität Erfurt. Man konnte nun diese Fächer studieren und sich darin auch auf ihre judaistischen Aspekte konzentrieren oder zumindest in diese hineinschnuppern, ohne einen eigenen Abschluss in Judaistik oder Jüdischen Studien absolvieren zu müssen.

Was lässt sich aus der Rückschau über diese letzten 25 Jahre sagen? Der Aufbruch der Jahrhundertwende ist wohl verflossen. Das ist nur natürlich, denn eine Aufbruchsphase kann nicht ewig andauern. Es gab reichlich Konsolidierung. In München kam zu dem Lehrstuhl eine weitere Professur für Mittelalterliche Jüdische Geschichte hinzu, und auch die an der Ludwig-Maximilians-Universität neu besetzte Professur für Judaistik hat zahlreiche Studierende und spannende Forschungsprojekte vor allem im Bereich der arabisch-jüdischen Spätantike angezogen. Ein MA-Studiengang für Jüdische Studien ist in München in Planung. Auch in Leipzig ist das Simon-Dubnow-Institut angewachsen und seit 2018 Mitglied der angesehenen Leibniz-Gemeinschaft geworden. In Berlin-Brandenburg werden die bestehenden Institutionen im Selma Stern Zentrum für Jüdische Studien gebündelt. Und an weiteren Universitäten von Paderborn bis Regensburg und von Oldenburg bis Bamberg werden zumindest partiell Jüdische Studien angeboten. Dies alles sind erhebliche Erfolge und Nachwirkungen der Umstrukturierungen seit den 1990er Jahren.

Am auffälligsten ist jedoch die Tendenz, an zahlreichen Standorten unterschiedliche Teildisziplinen der Jüdischen Studien neu aufzustellen. An der Universität Hamburg ist neben das seit den 1960er Jahren bestehende Institut für die Geschichte der deutschen Juden ein Institut für Jüdische Philosophie und Religion mit zahlreichen Forschungsstellen gerückt. Im Bereich der Literaturwissenschaft gibt es mit der Europäisch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte an der RWTH Aachen und der Deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte der Moderne an der Viadrina in Frankfurt/Oder zwei Standbeine. Die Universität Potsdam widmet sich mit der School of Jewish Theology, in enger Zusammenarbeit mit dem Abraham Geiger Kolleg und dem Zacharias Frankel College, der akademischen Rabbiner:innen- und Kantor:innen-ausbildung. An der Hochschule für Musik und Theater in Hannover existiert ein Europäisches Zentrum für Jüdische Musik, an der Fachhochschule Erfurt ein Studiengang in Jüdischer Sozialarbeit. Vor allem in den Bereichen Israel-Studien (Zentrum in München, Lehrstuhl in Heidelberg, Schwerpunkt in Mainz und Gastprofessur in Potsdam) sowie Holocaust-Studien (Studiengang am Berliner Touro College, Fritz-Bauer-Institut in Frankfurt, Zentrum für Holocaust-Studien am Münchner Institut für Zeitgeschichte) hat sich in den letzten Jahren einiges getan. Ein neues Forschungsprojekt beschäftigt sich mit dem materiellen jüdischen Kulturerbe. Hinzu kommen auch einige neuere Buchreihen und Publikationen, darunter neben *Medaon* etwa *PaRDeS*, die *Münchner Beiträge zur Jüdischen Geschichte und Kultur*, das *Jahrbuch des Dubnow-*

*Instituts* und die von diesem herausgegebenen Essays zur jüdischen Geschichte und Kultur unter dem Titel *toldot*.

Gleichzeitig ist zu beobachten, dass die Einführung der Bachelorstudiengänge die klassische Judaistik wie alle „kleinen Fächer“ vor erhebliche Herausforderungen gestellt hat. Aufgrund begrenzter Studierenden- und Dozentenzahlen der kleinen Fächer kämpfen diese ums Überleben. Insbesondere die Judaistik an der Universität Köln war davon betroffen und befindet sich seit mehreren Jahren in einer Phase der Neuordnung. In Frankfurt dagegen gelang es, nicht nur die drohende Schließung des Judaistik-Instituts zu verhindern, sondern das Fach durch die Einbeziehung von Instituten außerhalb der klassischen Judaistik wie Religionsphilosophie (Martin-Buber-Professur) und Holocaust-Studien sowie durch eine enge Kooperation mit dem Jüdischen Museum zu erweitern.

Schließen wir den Kreis und kommen auf die Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg zurück. Was sich hier seit meiner eigenen Studienzeit gewandelt hat, mag durchaus symptomatisch für die Entwicklung des gesamten Fachgebiets stehen. Statt Gastprofessoren aus dem Ausland zu rekrutieren, hat sich mittlerweile der Lehrkörper stabilisiert. Hierzulande ausgebildete jüngere Wissenschaftler:innen haben den Platz der oft nur ein Jahr oder ein Semester in Heidelberg weilenden Gäste eingenommen. Es läuft eine Reihe von Forschungsprojekten und man kann auch promovieren. Gleichzeitig wurde der Bereich der jüdischen Gemeindearbeit gestärkt, denn seit Beginn der 1990er Jahre hat sich die jüdische Gemeindelandschaft durch die erhebliche Einwanderungsbewegung aus der ehemaligen Sowjetunion gewaltig gewandelt. Die Zahl der jüdischen Gemeinemitglieder hat sich zeitweise vervierfacht, und die der außerhalb der Gemeinden lebenden Juden liegt noch weit darüber. Heute werden in Deutschland auch wieder Rabbiner ausgebildet, und zwar liberale, konservative wie auch orthodoxe. Sie alle erhalten – in unterschiedlichem Maße – eine fundierte Ausbildung im Bereich der Jüdischen Studien. Die Ausweitung der akademischen Jüdischen Studien ist somit nicht zuletzt auch ein Ausdruck des Wandels jüdischen Lebens in Deutschland im 21. Jahrhundert.

**Zitiervorschlag** Michael Brenner: *Jüdische Studien in Deutschland: Eine persönliche Zeitreise*, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 16 (2022), 30, S. 1–7, online unter [http://www.medaon.de/pdf/medaon\\_30\\_brenner.pdf](http://www.medaon.de/pdf/medaon_30_brenner.pdf) [dd.mm.yyyy].

**Zum Autor** Michael Brenner, 1964 geboren, Professor für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Direktor des Center for Israel Studies an der American-University in Washington, D.C. sowie internationaler Präsident des Leo Baeck Instituts. Zuletzt erschienen: *Der lange Schatten der Revolution - Juden und Antisemiten in Hitlers München 1918 bis 1923*. (Berlin: Suhrkamp, 2019)